

Wenn die Kirche heute ihre positiven Gesetze einer Revision unterzieht, entleert sie nicht ihren Glauben durch moderne und eigenwillige Ideen, sondern vollzieht eine Anpassung christlicher Hinführung zum Glauben.

Patriarch Maximos

Kirchliche Erneuerung nach dem Konzil

Die Erneuerung der Kirche war seit der ersten Ankündigung vordringlichstes Anliegen des Konzils. Ohne Reformkonzil im geschichtlichen Wortsinn zu sein — es war nicht einberufen worden zur Beseitigung bestimmter und klar diagnostizierbarer innerkirchlicher Mißstände —, waren doch seine Beratungen und sein Gesprächsklima davon geprägt. Diese Zielsetzung ist ihm bis zum Ende geblieben, auch wenn im Fortschreiten der Debatten neue Schwerpunkte gesetzt wurden, zwei verschiedene Päpste mit sehr verschiedenem Temperament und unterschiedlichen Denkvorstellungen es leiteten und zeitweise wenigstens und gegen Schluß immer stärker die Darstellung der Kirche „nach außen“, der Dialog mit der Welt, in den Vordergrund trat. Sowohl die ökumenischen Bemühungen wie der vom Konzil inaugurierte Dialog mit der Welt sind trotz der je eigenen Zielsetzung engstens mit der Erneuerung der Kirche verknüpft. Sie sind zunächst zu verstehen als deren notwendige Öffnung und Ausweitung über den rein innerkirchlichen Raum hinaus, gehören also wesentlich zur Erneuerung der Kirche selbst, will man diese nicht rein introvertiert in sich selbst kreisend verstehen.

Erst ein Anfang

An dieser Tatsache, daß das Konzil zunächst und in erster Linie ein Konzil kirchlicher Erneuerung und erst in zweiter Linie, wenn auch maßgebend Konzil, des ökumenischen Dialogs und des Bemühens um die Probleme der Gegenwart war, ändert auch das Eingeständnis nichts, daß man vielleicht durchgreifendere Reformen erwartete, als tatsächlich beschlossen wurden, und die Beratungen über konkrete kirchliche Reformen etwas „timide“ vorangingen, wie Kardinal Lercaro gegen Ende der Dritten Sitzungsperiode bemerkte. Unter der Devise der Erneuerung ist das Konzil angetreten, aus ihr erwuchs ihm seine ungeahnte Dynamik und Ausstrahlungskraft. Auf seine erneuernde Kraft sind die Erwartungen derer gerichtet, die nicht nur eine „moderne“, dem Stil der Zeit angepaßte Kirche wünschen, sondern den christlichen Glauben in ursprünglicher Kraft trotz aller Last, aber auch aller Bereicherung der Tradition zu realisieren und Kirche in ihren persönlichen Anforderungen und gemeinschaftlichen Ausformungen ohne billigen Kompromiß mit dem Zeit-

geist, aber auch ohne übermäßige Konzessionen an sekundäre und tertiäre kirchliche Überlieferungen und überholte soziale Leitbilder zu leben sich bemühen.

Aber Erneuerung kann nicht dekretiert, sie muß verwirklicht werden. Es liegt also in der Natur eines Reformkonzils, daß seine eigentlichen Aufgaben erst mit seinem Abschluß beginnen. Das Große und Dynamische dieses Konzils besteht gerade darin, daß es keine Festlegungen getroffen, sondern Türen für langfristige Entwicklungen geöffnet hat, keine Dogmen definiert, sondern um die Anbahnung eines neuen Gesamtverständnisses katholischer Lehre und kirchlichen Lebensvollzugs bemüht war.

Damit sind aber durch das Konzil alle in Anspruch genommen. Ein Lehrkonzil verlangt von den Gliedern der Kirche Glaubensgehorsam gegenüber der verkündeten Lehre. Ein Erneuerungskonzil engagiert mit seinen Konstitutionen und Dekreten den Christen umfassender, totaler. Aber nochmals: Dekrete stecken den Rahmen ab, geben Hinweise, wecken vielleicht Impulse, schaffen aber noch keine Reform. Zudem: Dekrete ändern wohl Gesetze, disziplinäre Bestimmungen, vielleicht auch Institutionen, aber nicht auch schon die Mentalität, die Gewohnheiten, die Verhaltensmuster. Damit das möglich wird, bedarf es eines Klimas, einer Atmosphäre. Das Konzil hat dieses Klima geschaffen. Die nachkonziliare Zeit muß es erhalten und ihm Ausstrahlungskraft geben. Die Dekrete müssen angewandt, verwirklicht und ihr Inhalt im konkreten kirchlichen Leben selbst weiterentwickelt werden.

Fern von Trägheit und Illusionen

Vorläufige tastende Versuche werden in den letzten Wochen aus allen Teilen der Kirche gemeldet. Die nachkonziliaren Kommissionen sind vom Papst eingesetzt. Ihre Aufgabe wird es sein, für die Reformdekrete entsprechende Durchführungsbestimmungen vorzubereiten und die verschiedenen Pastoraldirektorien zu verfassen, wie sie z. B. vom Bischofs- und vom Ökumenismusdekret vorgesehen sind. Da und dort haben Bischöfe erste Initiativen ergriffen, um ihren Diözesen eine kollegialere Struktur zu geben. In mehreren deutschen Diözesen, so in München und in Augsburg, sind bereits Diözesansynoden

mit Beteiligung der Laien bei Vorbereitung und Abwicklung angekündigt. Die niederländischen Bischöfe haben für das Jahr 1968 eine Nationalsynode einberufen. Die Bischofskonferenzen und die einzelnen Fachkommissionen beraten nahezu permanent. In aller Welt wurden die Kontakte mit den anderen christlichen Kirchen und Gemeinschaften nach der letzten Konzilssession intensiviert. Die letzte Weltgebetsoktav im Januar bot Gelegenheit zu ersten großen gemeinsamen Gebetsveranstaltungen. Sie wurden auch in Gegenden und Ländern veranstaltet, wo etwa ein gemeinsamer Gebetsgottesdienst zwischen Katholiken und Protestanten bisher undenkbar war. In verschiedenen Diözesen haben die Bischöfe selbst die Initiative zur Unterrichtung von Klerus und Laien über die Tragweite der Konzilsbeschlüsse ergriffen.

Aber hier bleibt noch viel Arbeit zu leisten trotz der zum Teil ausgezeichneten Informationsarbeit der Presse während des Konzils. Viele Widerstände sind zu überwinden, viel Vertrauen zu gewinnen, auch in Ländern, die sich rühmten, durch Liturgie- und Bibelbewegung auf den reformerischen Aufbruch des Konzils vorbereitet gewesen zu sein. Es wäre gefährlich und Selbstüberschätzung, zu meinen, man habe eigentlich bereits verwirklicht, was das Konzil anstrebte. Aber auch die andere Versuchung liegt nahe, sich mit großen Überschaun über die projektierte Kirche der Zukunft — die immer anders sein wird, als der ausgefeilteste theologische Intellekt sie sich denkt — zu begnügen, Zwischenstufen zu überspringen und sich in frommen und geistreichen Illusionen zu wiegen. Stellt man sich nüchtern dem, was das Konzil geschaffen, was es in die Wege geleitet, aber nicht mehr durchgeführt hat, was in ihm an zukunftsfrüchtiger Entwicklung angelegt ist, ist man ohne Zweifel der Realität der Gegenwart und der Zukunft am nächsten.

Die Liturgie als Testfall

Die Liturgie war das erste Beratungsthema. In der Liturgie wurde auch zuerst mit den Reformen begonnen. Sie ist bisher fast der einzige Bereich, in dem die ganze Kirche mit der Erneuerungsbewegung des Konzils konfrontiert ist, und zwar Klerus und Laien gemeinsam. Die Liturgie gilt deshalb als Testfall sowohl für die Reichweite und Grenzen dessen, was das Konzil in die Wege geleitet hat, wie für das Maß an Bereitschaft, auf das die vom Konzil intendierte Kirchenreform beim „Volk“ stößt. Zunächst, was bringt das Konzil an Reformen in diesem Bereich? Ganz allgemein: eine Vertiefung des Verständnisses der Liturgie als gottesdienstlichen Vollzugs der durch Christus versammelten Gemeinde, das in einer neu gestalteten Gemeindeliturgie, in der jeder in je eigener Weise mitwirkt und zur Gemeinde geformt werden soll, konkreten Ausdruck finden muß (vgl. ds. Heft S. 119). Eine Aufwertung des Wortgottesdienstes neben dem sakramentalen Vollzug wie überhaupt eine stärkere Bindung des liturgischen Vollzugs an die biblischen Quellen. Schließlich „unter Wahrung der Einheit des römischen Ritus im Wesentlichen“ Anpassung der Liturgie an die verschiedenen Gemeinschaften, Gegenden und Völker, besonders in den Missionen, und die Zulassung der Muttersprache bei der Feier der Messe und der Sakramente. Hinzukommen werden, um nur einige Beispiele zu nennen, an konkreten Reformen: die Revision des *Ordo missae* im Sinne einer einfacheren und durchsichtigeren Gestaltung, die Neuordnung der Perikopen, die Revision des Rituale mit weitgehender Überarbeitung der Riten und

Formeln der einzelnen Sakramente, wobei sich nach der Liturgiekonstitution die Reform besonders von pastoralen Gesichtspunkten leiten lassen soll. Dem dient auch die Weisung der Konstitution, vor der Revision einzelner Teile der Liturgie gründliche theologische, historische und pastorale Studien zu betreiben. Gerade diese Reformen sind auf Jahre, wenn nicht auf Jahrzehnte angelegt und brauchen deshalb Zeit. Die Reichweite ihrer Auswirkungen können heute selbst die unmittelbar an der Reform Beteiligten schwer ermessen. Doch darf man die sehr grundsätzliche Vorsicht der Konstitution nicht übersehen: Es sollen die allgemeinen Gestaltungsgesetze der Liturgie und die Erfahrungen mit den bisherigen Reformen und Indulgen beachtet und Neuerungen nur dann eingeführt werden, wenn „ein wirklicher und sicher zu erhoffender Nutzen der Kirche“ es verlangt. Die Grundfrage nach der Natur des christlichen Kultes und seiner Vollziehbarkeit heute wird nicht gestellt.

Sprachverwirrung?

Was ist davon bisher verwirklicht? Von einigen unauffälligen Veränderungen im Meßritus abgesehen, nur die Einführung der Muttersprache in den Wortgottesdienst und breite Teile der Eucharistiefeier und die Umgestaltung des Wortgottesdienstes, soweit diese durch den Gebrauch der Muttersprache durch den Liturgen unmittelbar notwendig geworden ist.

Überschaut man die ganze Reform, so ist bisher noch wenig geschehen, auch wenn sich die wenigen Änderungen auf den Bereich beziehen, in dem jeder unmittelbar betroffen ist. Der Widerstand gegen die Muttersprache in den verschiedenen Ländern ist bekannt. Er kam nicht nur aus liturgisch unvorbereiteten Ländern. Er war dort sogar schwächer als in den klassischen Regionen liturgischer Bewegung. Damit sind wir weit davon entfernt, ein Urteil über diese Bewegung zu fällen. Ihre Verdienste sind unersetzlich. Aber sie wird über sich selbst hinauswachsen müssen. Die Widerstände kamen aus den verschiedensten Bevölkerungsschichten, vielleicht nicht einmal so sehr aus dem Klerus, mehr noch von den Laien. Welche Argumente wurden von den intellektuellsten Köpfen — weniger vom „ungebildeten Volk“, das nun endlich etwas von dem, was in der Liturgie gesagt wird, verstand und dankbar dafür war — gegen die Muttersprache und für das Latein nicht vorgebracht: das Latein als Zeichen weltumspannender katholischer Einheit, das Latein als einzig mögliche „Sakralsprache“, Latein als konfessionelles *Distinctivum* der Katholiken.

Sie sachlich zu widerlegen, ist nicht schwierig und ist oft getan worden. Aber damit sind die mentalen Schwierigkeiten nicht behoben, die die jetzige und noch mehr die spätere, noch nicht abzusehende Reform zu überwinden haben wird. Es sind sehr verschiedene. Die Übermacht schier unüberwindlicher Gewohnheit ist sicher die simpelste, aber auch die verbreitetste. Alles war unabänderlich festgefügt, so glaubte man wenigstens, und so hat es zum mindesten die ältere Generation noch im Religionsunterricht gelernt. Die Katholiken waren an Veränderungen und Provisorien fürwahr nicht gewöhnt. Sie waren trotz des Konzils nicht darauf vorbereitet. Und mancher ehrbare Laie, der sich über den Dynamismus des Konzils freute, bekam es bei den ersten kleinen Reformen mit Unbehagen zu tun. Das Provisorium ist aber gerade notwendiger Bestandteil der Reform.

Als zweite Schwierigkeit ist zu nennen: ein überzüchteter

liturgischer Ästhetizismus. Man erlebte und empfand den Gottesdienst sicher als frommes und religiöses, aber eingeständener- oder uneingeständenermaßen in erster Linie als künstlerisch wohlgefügtes Schauspiel.

Mut zum Provisorium!

Es kommt aber noch eine dritte Schwierigkeit hinzu, die der Geistlichkeit und den Laien gleichermaßen zu schaffen macht. Die ersten Reformen schufen nichts Endgültiges, nichts Festes, sondern zeigen, daß man sich auf lange Sicht auf Provisorien einrichten muß. Aber zugleich hat die Einführung der Muttersprache gezeigt, daß mit ihrem Gebrauch die Schwierigkeiten des Verständnisses erst beginnen. Das Latein hatte die Probleme nur verstellt, jetzt sind sie sichtbar geworden: Es geht nicht nur um die Übertragung der liturgischen Texte in die Volkssprache — auch das ist bereits ein ungeheuer schwieriges Unterfangen —, es geht um die Übertragung der biblischen und liturgischen Texte in eine unseren Denkvorstellungen einsichtige Sprachgestalt. Es geht um die Schaffung einer für uns wirklich vollziehbaren liturgischen (nicht sakralen!) Sprache. Und nicht einer Sprache, sondern um die Schaffung einer ganzen Ausdruckswelt von Zeichen und Symbolen, von Gebeten und Handlungen, die nicht mehr durch Adaptation oder durch Rückgriff auf frühere Formen zu bewerkstelligen sind, sondern nach jahrhundertelangem Versäumnis schöpferischer Neugestaltung bedürfen. Das wird nur möglich sein, wenn Experimenten genügend Raum gegeben wird und tatsächlich, wie es die Liturgiekonstitution zuläßt, auch regionale Differenzierungen ins Auge gefaßt werden. Will die Liturgiereform nicht nur Riten und Rubriken ändern, sondern den technisch und funktional denkenden Menschen Liturgie verständlich und vollziehbar machen, brauchen Klerus und Volk Mut zu Experimenten.

Experimente — auch an Seminaren

Zwei Vorgänge der letzten Zeit sind zu erwähnen: Anläßlich des Übersetzerkongresses für liturgische Texte in Rom (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 69) drangen sowohl Paul VI. wie Kardinal Lercaro auf die Notwendigkeit einer neuen (also unserer Zeit angepaßten) Sakralsprache. Widerspricht aber eine Sakralsprache letzten Endes nicht dem Geheimnis der Menschwerdung? Sehr lange ist das Mißverständnis von der Sakralsprache Latein umgegangen. Muß Liturgie nicht in der Sprache vollzogen werden, in der ich meinen Alltag vor Gott ausrichte?

Ein zweiter Vorgang: Die Seminarkongregation hat im Januar eine Instruktion über die Pflege und die Feier der Liturgie in den Seminaren erlassen, wie es heißt mit Zustimmung der Ritenkongregation und des Nachkonziliaren Rates für die Liturgiereform. Die Instruktion läßt zwar für einzelne Tage den Gebrauch der Muttersprache zu, schreibt aber weiterhin für die Liturgiefeier in den Seminaren die lateinische Sprache vor. Warum so eilig, solange die Dinge im Fluß sind, fragt man sich unwillkürlich angesichts dieses Dokuments. Und warum in den Seminaren Latein? Pflege des Lateins gut und recht. Aber gilt für den künftigen Priester eine andere Liturgie als für das Volk? Wie soll der Priester mit den Gemeinden die Liturgie erneuern, wenn er in einer anderen, und es ist eine andere, herangebildet wird? Gerade Seminare eignen sich in Verbindung mit Pfarreien für Experimente mit pädagogischer Tiefenwirkung.

Dialogische Strukturen . . .

Soviel zur Liturgie! Sie ist das Herzstück der nachkonziliaren Erneuerung und zugleich ihr Prüfstein. Aber in anderen Bereichen werden nicht weniger einschneidende und kaum leichter durchzuführende Reformen kommen. Eine der Leitideen des Konzils war die Lehre von der Kollegialität, verbunden mit dem Bemühen, der hierarchisch verfaßten Kirche eine dialogische Struktur zu geben. Dieses Bemühen um „die konstitutive Bedeutung des Gesprächs innerhalb der Kirche“ (Freiherr zu Guttenberg) durchzieht alle Pastoraldekrete, angefangen vom Bischofsdekret bis zum Dekret über die Laien. Die Veränderungen im hierarchischen Bereich werden beträchtlich sein (vgl. im einzelnen ds. Heft S. 133). Neue Formen der Wahrnehmung der Verantwortung der Bischöfe für die Leitung der Gesamtkirche sind im Entstehen.

Auch auf der mittleren Ebene, in den Diözesen, dürfte es zu sehr spürbaren Umgestaltungen kommen. Am allgemeinsten sind eigentlich die Bestimmungen für die untere Ebene (im innerdiözesanen Bereich und in den Pfarreien) ausgefallen. Über die Erneuerung der Pfarrstruktur steht in den Dekreten nicht viel zu lesen. Auch über die Beteiligung der Laien am Leben der Pfarrei, über seine Hinzuziehung zur pastoralen Planung und Beratung finden sich nur allgemeine Bemerkungen. Von einem effizienten Laienrat um den Pfarrer ist nicht die Rede. Freilich sind solche Institutionen nicht das Entscheidende. Sie können sich als träge Masse erweisen und verkarsten und so die seelsorgliche Aktivität in der Pfarrei und den informellen Kontakt der Geistlichkeit mit der Bevölkerung eher hemmen als fördern. Sehr eindringlich empfohlen aber wird im Priesterdekret dem Geistlichen gerade der informelle Kontakt mit den Laien, aber auch mit seinem Bischof wie mit den geistlichen Mitbrüdern in Pfarrei, Dekanat und Diözese. So zeigt sich doch überall eine dialogische Grundstruktur an, die nicht nur auf neuen oder veränderten Institutionen aufbaut, sondern in der neben dem Institutionellen, und zwar durch die Institutionen, auch die Grundlagen für allseitige bessere Information und für einen lebendigeren Austausch an Wissen und Erfahrung sowohl in der Vertikalen wie in der Horizontalen geschaffen werden.

. . . aber Einübung notwendig!

Auch hier hat das Konzil nur allgemeine Richtlinien gesetzt und die nötigen Einrichtungen vorgesehen. Soll die dialogische Struktur der Kirche, in der das Verhältnis von Vorgesetzten und Untergebenen, von Bischof und Geistlichen, von Pfarrer und Volk nicht mehr einseitig auf das Verhältnis Autorität—Gehorsam, Entscheiden—Ausführen, Geben auf der einen — Empfangen auf der anderen Seite reduziert ist, Gestalt und Leben annehmen, bedarf es geduldiger Einübung auf allen Seiten. Das Konzil hat an der Spitze ein erstes getan. Es hat den Bischöfen eine erste Erfahrung der Fruchtbarkeit und Tragweite kollegialen Handelns vermittelt. Es gilt also nun diese Erfahrung auf der mittleren und unteren Ebene zu realisieren. Und das ist viel schwerer, weil hier die mitreißende Gewalt erlebter Gemeinschaft weitgehend fehlt und selbst unter idealsten personellen und institutionellen Voraussetzungen nicht ohne weiteres geschaffen werden kann.

Viel kommt hier auf die Initiative — und auf den Verzicht der Bischöfe an, auf die Bereitschaft, etwas von der erneuerten bischöflichen Souveränität zugunsten einer

fruchtbareren Einheitlichkeit in einem Lande oder in einer Region abzutreten. Dieser Verzicht wird durch den Gewinn an Erfahrungsaustausch sicherlich kompensiert. Im Konzil haben die Verfechter eines diözesanen Absolutismus das Feld nicht kampfflos geräumt, und es waren keineswegs immer sogenannte konservative Bischöfe, die die Zuteilung größerer Befugnisse an die Bischofskonferenzen oder die Hebung des Status der Weihbischöfe nicht in Ordnung fanden. Weihbischof Ancel von Lyon meinte in dem Zusammenhang, die Kollegialität müßte eben auch erst gelernt werden.

Kommunikation statt Zentralismus

Einer der Grundmängel des innerkatholischen Lebens war bis in die Gegenwart herein die Distanz zwischen den hierarchischen Amtsträgern, zwischen diesen und Geistlichkeit und in den letzten Jahrzehnten verschärft auch zwischen der Geistlichkeit und dem Volk, das Fehlen durchgängiger Kommunikationen zwischen den einzelnen Schichten, religiösen Gruppen und kirchlichen Ständen. Ein ausgeprägter Zentralismus, der kein bloß römischer war, verhinderte eine gesunde Kommunikation und ließ sie zu einem guten Teil als überflüssig erscheinen. Das Konzil hat hier zu einer entscheidenden Wende geführt. Der starre Zentralismus, durchwirkt von stark autoritären Elementen, keineswegs notwendige Folge der hierarchischen Verfassung der Kirche, wohl aber Erbe aus überholten profanen sozialen Leitbildern, ist im Prinzip überwunden. Auch wenn unter Hinweis auf die Kirchenkonstitution und vor allem auf die sogenannte *nota praevia* behauptet wird, es komme ganz auf den jeweils regierenden Papst an, wieweit sich das kollegiale Element in der Kirche und die dafür geschaffenen Einrichtungen entfalten und betätigen können, so muß doch gesagt werden: Hier ist die Entwicklung bereits so weit vorangeschritten, daß sie zwar gebremst, aber nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Das Konzil für sich allein hat bereits zu tiefe Spuren in der Kirche hinterlassen, als daß man einfach zum vorkonziliaren Zustand zurückkehren könnte. Überall war das Konzil nicht nur um durchgängige funktionale Zuordnung bemüht, sondern auch um die Schaffung aller Kommunikationsmöglichkeiten zwischen den verschiedenen Bereichen der Kirche und ihren Gliederungen, zwischen den Bischöfen und dem Klerus, zwischen dem Welt- und Ordensklerus, zwischen Klerus und Laien.

Ohne zu individualistischen Heilsvorstellungen zurückzukehren, hat es den einzelnen und den lebendigen Gruppen in der Kirche größeren Freiheitsraum gebracht. Kein statisches Gefüge mehr von Ordnungen und Ständen, sondern dynamische Zuordnung im Dienst am größeren Ganzen. Dem dienen z. B. auch die einschränkenden Bestimmungen über die Exemption der Orden oder die verschiedenen, wenn auch sehr grundsätzlich gehaltenen Vorkehrungen für eine rationellere Verteilung der Priester und der Ordensleute, sei es im eigentlich kirchlichen, sei es im karitativen Dienst. Koordinierung aller verfügbaren Kräfte, Überwindung fruchtloser Isolierung und Kräftevergeudung, Stärkung des Gemeinschaftsbewußtseins bei allen Gliedern der Kirche, bei Klerus und Laien, und auf allen Apostolatfeldern, enge Zusammenarbeit zwischen den Diözesen, zwischen den Ordensgemeinschaften und den Bischöfen, zwischen den Heimatdiözesen und den jungen Kirchen der Mission, das sind Leit motive der pastoralen Reformdekrete.

„... um zu dienen“

Nicht zu übersehen als notwendiges komplementäres Element ist die geradezu monotone Hervorhebung des Dienstcharakters nicht nur des kirchlichen Amtes, sondern aller kirchlichen Tätigkeit, sei es im eigentlichen Bereich kirchlichen Apostolats, sei es in der Tätigkeit zugunsten des sozialen Gemeinwohls in der Welt. Wenn in diesem Konzil kaum eine andere Bibelstelle so häufig zitiert wurde wie Mark. 10, 45: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösepreis für viele“, dann ist das wohl nicht nur als ein frommer Anruf zu verstehen, der zu schwach ist, um sich gegen die Macht von Tradition und Gewohnheit durchzusetzen, sondern als Zeichen einer Bußgesinnung, die den Realismus des Kreuzes annimmt.

Dieses immer wiederkehrende Zitat wird man sich um so stärker einprägen, als eine Kirche es sich selbst sagt, die noch viele Zeichen und Symbole vergangener irdischer Herrschaft abzulegen hat. Aber auch da hat die Kirche im Konzil Zeichen des Wandels geschaffen. Das Dokument, das vor dem Abschluß in der Aula verteilt wurde und in dem sich eine Gruppe von Bischöfen zum Verzicht auf äußere Zeichen der Herrschaft und irdischen Machtanspruch verratende Titel verpflichtet (vgl. ds. Jhg., S. 68), beweist es, auch wenn alles, was der Vereinfachung äußerer kirchlicher Erscheinungsformen dient und mit dem falschen Eindruck von der Kirche des Reichtums aufräumen will, bisher noch zu sehr bloß Initiative einzelner Gruppen geblieben ist, die sich auf andere Gruppen zudem nicht ohne weiteres übertragen läßt. Soll die Kirche unter dem Einfluß des Konzils offener, brüderlicher, menschlicher werden und ihren Evangelisationsauftrag in einer ihr religiös, soziologisch und geistig entfremdeten Gesellschaft mit neuer Energie aufnehmen, bedarf sie zunächst der lebendigen Kräfte, die sich der Aufgabe stellen, die neuen Strukturen mit Leben erfüllen.

Die Erneuerung des Klerus

Zunächst wird der Klerus angesprochen. Zwei Dekrete handeln vom Klerus der Nachkonzilszeit: das Dekret vom Dienst und Leben der Priester und das Dekret über die Priesterausbildung. Enthält ersteres mehr theologische und praktische Hinweise auf die Seelsorgstätigkeit des Priesters (Zusammenarbeit in einer gemeinschaftlich gelebten und ausgeübten Seelsorge, Verhältnis zum Laien, Differenzierung des Priesterberufs nach Tätigkeit und sozialem Milieu, Probleme der Verteilung), während die existenziellen Probleme des Priesters zu sehr im Hintergrund bleiben, zeichnet sich die vom Konzil intendierte Gestalt des Priesters im Dekret über die Priesterausbildung deutlicher ab. Freilich sollte man auch entscheidende Gesichtspunkte des oft als dürftig und exhortenhaft hingestellten Priesterdekrets nicht übersehen: Es nimmt Abschied von der Vermönchung der Spiritualität des Priesters und weist ihm als seinen spezifischen Weg der Heiligung die Seelsorge selbst zu; der Priesterberuf wird differenziert nach Apostolatstätigkeit und sozialem Milieu; die Arbeit, auch die manuelle Arbeit wird als einer der normalen Wege priesterlichen Dienstes anerkannt; dem Seelsorgspriester wird grundsätzlich, wenn auch, was sich von selbst versteht, unter der Oberaufsicht des Bischofs, mehr Raum für seelsorgliche Experimente gelassen. Trotz der überstarken Hervorhebung der Abhängigkeit des Priesters „zweiten Grades“ vom Bischof

sowohl im Bischofs- wie im Priesterdekret hat sich das Verständnis des priesterlichen Gehorsams doch sichtlich gewandelt, wird dieser nicht mehr als eine angepaßte Form des Ordensgehorsams, sondern primär von der pastoralen Zweckmäßigkeit und der Notwendigkeit der Einheit pastoraler Führung und Koordination her verstanden. Beide Dekrete setzen einen Priestertyp voraus, der mehr Eigeninitiative und mehr selbsttätige Verantwortung in Methodik und Praxis entwickeln kann und muß, als es bisher üblich oder legitimiert schien. Ein gesundes Mißtrauen vor seelsorglichem Leerlauf ist erkennbar. Aller Seelsorgsbetrieb nütze nicht viel, wenn er nicht „auf die Erziehung des Menschen zu christlicher Reife“ hingeordnet sei; die Formung christlicher Gemeinschaft wird eingeschränkt: alle Bestimmungen, die die dialogische Grundstruktur der Kirche nach unten hin auf der Ebene der Gemeinden weiterführen und erzieherisch bei Klerus und Laien wirken sollen.

Die Ausbildung entscheidet

Trotzdem kommt den Erfordernissen der konkreten priesterlichen Existenz im Blick auf das Apostolat das Dekret über die Priesterausbildung näher, bringt einschneidendere Reformen, die sich auch außerhalb der Seminare auswirken dürften. Zunächst wird mit der künstlichen Isolierung des Priesterkandidaten gebrochen: Die Familie, so wird ausdrücklich gesagt, leistet den wichtigsten Beitrag zur Erziehung des künftigen Priesters. Man hält zwar an der Notwendigkeit der Seminarbildung (ein im Konzil kontroverser Punkt) fest. Man lobt auch die kleinen Seminare und schon auch Zustände südlicher Länder, die bei uns schlicht als pädagogische Mißstände empfunden und für den hohen Prozentsatz späteren „Versagens“ verantwortlich gemacht werden. Aber die Seminare sollen einen offeneren Charakter erhalten, der persönlichen Reifung des Kandidaten dienen und ihn nicht vor aller Welt abschirmen. Der Kontakt mit den übrigen Altersgenossen, die Einführung in die praktische Pastoral bereits während des Studiums, lebendigere didaktische Methoden, das alles sind Mittel und Wege, den Kandidaten aus der notwendigerweise künstlichen und theoretischen Beschaulichkeit des Seminars herauszuführen und ihn unmittelbar und direkter auf die Seelsorge, auf den Umgang mit dem Christen auf der Straße vorzubereiten; von der inhaltlichen Reform des theologischen Studiums ganz abgesehen. Die traditionellen Frömmigkeitsformen der Kirche sollen in den Seminaren weitergepflegt werden, aber man solle sich davor hüten, die geistliche Ausbildung einseitig nach dem religiösen Gefühl auszurichten.

Trotz des wachsenden Priestermangels verrät das Konzil einen gesunden Realismus, wenn es die Eignungskriterien eher noch verschärft, neue Garantien für persönliche Reife und Verantwortungsvermögen fordert (Unterbrechung des Studiums, pastorale Erprobung, Erhöhung des Wehealters), psychisch gefährdete oder labile Charaktere ausschließt und bei der theologischen Ausbildung nicht nur auf die Erwerbung des theologischen Grundwissens achtet, sondern durch eine Konzentration des Studiums und der asketischen Einübung auf „die biblischen Themen selbst“ der personalen Festigung des Glaubens des künftigen Priesters dienen will. Diesem Zweck dient auch die so bedeutsame Neuerung, dem allgemeinen Studium eine „*introductio generalis in mysterium Christi*“ vorauszuschicken.

Das Seminar bzw. die Ausbildung des Priesters soll selbst Vorform seines späteren Lebens und Wirkens in der Seelsorge sein. „Da die Alumnus das Apostolat nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch erlernen und im Stande sein sollen, aus eigener Verantwortung und im Team zu arbeiten, sollen sie schon im Verlauf des Studiums und während der Ferien mit der pastoralen Praxis vertraut werden“ (Dekret über die Priesterausbildung, Abschnitt 21). Auch in der Priestererziehung werden den Bischöfen breite Möglichkeiten für lokale und regionale Anpassung und Experimente gelassen.

Der notwendige Beitrag der Orden

Als zweite Gruppe sind die Orden aufgerufen. Sie haben sich neben dem kirchlichen Amt immer als charismatische Kraft in der Kirche verstanden, von deren Stärke und Blüte sehr viel für das Gesamtwohl der Kirche abhängt. Das Konzil geht bei seinen Vorschlägen für die „angepaßte Erneuerung“ des Ordenslebens von dieser Einschätzung des Ordenslebens aus. Und es sieht in den Orden zugleich wichtige Träger der konziliaren Erneuerung.

Das sind Aufgaben. Dafür aber müssen Voraussetzungen geschaffen werden. Das Konzil übersieht nicht, daß es heute so etwas wie eine Krise in vielen Orden gibt, die keine bloße Krise des Nachwuchses, sondern eher des glaubhaften Zeugnisses der evangelischen Räte und ihrer Ausstrahlungskraft ist. Ordenspartikularismus, Überwucherung des geistlichen Lebens durch nebensächliche und unzeitgemäße Traditionen, Unverträglichkeit beschaulichen Lebens und täglicher aufreibender Arbeit (besonders bei den karitativ tätigen Frauenorden), das sind Probleme unter anderen, mit denen sich eine „angepaßte Erneuerung des Ordenslebens“ zu befassen hat. Das Konzil stellt als Grundregel auf: „ständige Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Ursprungsgeist der einzelnen Institute wie auch deren Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse“. Die einzelnen Institute sollen „zum Nutzen der Kirche“ ihre jeweilige Eigenart bewahren, sie sollen sich aber um ein besseres Verständnis der Gegenwartsfragen der Kirche bemühen, die innere Disziplin den heutigen Forderungen persönlicher Freiheit bei aller Aufrechterhaltung klösterlichen Gehorsams anpassen, bei der Zulassung der Kandidaten trotz Nachwuchsschwierigkeiten mehr auf persönliche Eignung achten und nicht nur ein individuelles, sondern *kollektives* Zeugnis der Armut geben.

Besinnung auf den Ursprungsgeist

Diese Richtlinien seien nur als Beispiele genannt. Sie können hier nicht ausgeführt werden, wohl aber kann man, bedenkt man die Bedeutung der Erneuerung der Orden für die Erneuerung der Gesamtkirche, sich die Frage stellen, wie weit die Verpflichtung auf den Ursprungsgeist der einzelnen Institute auszulegen ist. Jeder Orden ist in einer bestimmten geschichtlichen Situation entstanden, die nicht mehr die unsere ist. Viele Frauenkongregationen des 19. Jahrhunderts sind zu einem ganz bestimmten erzieherischen oder karitativen Zweck neben vielen anderen mit derselben oder mit einer eng verwandten Zielsetzung gegründet worden.

Die vordringlichste Aufgabe ist also vielleicht weniger die Besinnung auf den Ursprungsgeist der Institute (das mag sogar für die „klassischen“ Orden gelten), sondern die Überlegung, wie heute Ordensleben schlechthin verwirklicht und glaubhaft vorgelebt werden kann, ohne sich etwa (bei den Priesterorden) nur durch gewisse Akzi-

dentien von den Weltpriestern zu unterscheiden. Ordenspartikularismen und selbst die Berufung auf den jeweiligen Gründergeist mögen hinter dieser Überlegung zurücktreten, mit der zugleich die Frage angeschnitten ist, ob manche Orden heute nicht gerade wegen der Rückkehr zu den Quellen *jedes* christlichen Lebens nach neuen glaubhaften Formen suchen müssen. Vielleicht können sie auf lange Sicht nur so ihren spezifischen Beitrag zur Kirchenreform des Zweiten Vatikanums leisten. Auch hier würden Experimente, wie sie in den jungen Kirchen der Mission bereits erprobt werden, nur von Lebendigkeit zeugen.

Eindringlich mahnt das Konzil die Ordensleute, wenn die Bischöfe es wünschen, „größeren Anteil am Dienst zum Heil der Menschen zu übernehmen“ und „nötigenfalls“ die Konstitutionen „zweckentsprechend“ nach den Richtlinien des Konzils anzupassen (Bischofsdekret, Abschnitt 35). Unter pastoralen Gesichtspunkten geht man hier also bereits sehr weit. Aber immer stärker hat sich in der Konzilsdiskussion die Frage in den Vordergrund geschoben, inwieweit es heute bei der Erneuerung des Ordenslebens nicht primär darum geht, seine eschatologische Zeichenhaftigkeit dadurch neu und in einem tief christlichen Sinne zu leben, daß sich diese Zeichenhaftigkeit gerade im vielfältigen Dienst an Kirche und Menschheit (Seelsorge, Caritas) manifestiert und wieweit nicht auch die rein kontemplativen Orden unter Beibehaltung ihres Grundcharakters mehr in den Formen unserer Zeit diesen Dienst leisten sollen.

Der mündige Laie

Auch dieser gehört zu den Zielsetzungen des Konzils. Er war sogar sein Herzenswunsch. Nicht nur die Kirchenkonstitution und das Dekret über das Laienapostolat handeln von ihm. Er ist in fast allen Dekreten, in der Liturgiekonstitution, im Missionsdekret, sogar im Priesterdekret direkt angesprochen. Das erste, was das Konzil von ihm verlangt, ihm aber auch zubilligt, ist, daß er Glied der Kirche im Vollsinn des Wortes ist, mit allen Rechten und Pflichten, die sich daraus ableiten. Wie die Kirche keine bloß hierarchische ist, ist der Laie in ihr kein bloß Hörender.

Seine Beziehungen zur Hierarchie sind nicht mehr durch das Verhältnis Autorität — Gehorsam gedeckt. Er soll in der Kirche alle seine Gaben, aber auch alle seine Rechte und Pflichten entfalten. Sein Zeugnis und sein apostolisches Wirken, ob es direkt oder nur indirekt im Dienst der Evangelisierung steht, ist Wirken und Zeugnis der Kirche. Er bringt in die Kirche nicht nur seine Welterfahrung ein, ist auch nicht nur Experte für die „consecratio mundi“ oder wie es im Laiendekret weniger sakral, aber immer noch mit einem leichten Zug zum Integrismus heißt, für die „Verchristlichung der irdischen Ordnung“. Er ist auch nicht nur Brücke der Kirche zur Welt, auch wenn das Laienschema noch streckenweise diesen Eindruck erweckt, sondern er ist Welt in der Kirche, wenn sein christliches Zeugnis echt ist. Ist er aber als solcher zugleich Vollbürger der Kirche, also selbst Kirche, so gehört es zu seinen Rechten und Pflichten, seine Erfahrung, nicht nur seine „weltliche“, zu Gehör zu bringen, anzuregen, Rat zu geben, Kritik zu üben, bei den kirchlichen und pastoralen Planungen mitzuwirken. Der christliche Laie kann danach also auch kein bloßer Berater des Klerus in bestimmten Fragen seiner besonderen Kompetenz sein, sondern ist in allen Bereichen kirchlichen

Lebens aktiv Mitwirkender und, soweit die hierarchische Verfaßtheit der Kirche es erlaubt, auch Mitentscheidender. Das setzt aber einen Wandel bzw. eine Vertiefung kirchlichen Autoritätsverständnisses und seiner sozialen wie religiösen Komponenten voraus.

Der Laie, wie er ist

Ohne diesen Problemkomplex zu Ende zu führen, gibt das Konzil den Mitwirkungsmöglichkeiten breiten Raum. Das in Rom zu schaffende Laiensekretariat ist nur ein, wahrscheinlich nicht einmal der wirkungsvollste Ausdruck dafür. Sogar der Kurie wird auferlegt, Laien als Berater hinzuzuziehen. Laien sollen Sitz und Stimme in den vorgesehenen „Seelsorgsräten“ der Diözesen erhalten. Aber es ist wohl nicht primär entscheidend, welchen institutionellen Ausdruck die neue Zusammenarbeit zwischen dem ganzen Volk Gottes findet, sondern daß auf der unteren Ebene der Gemeinden im täglichen Kontakt zwischen Klerus und Laien eine größere Spontaneität gegenseitiger Beziehungen entsteht. Die Initiative liegt nun beim Laien und beim Klerus: beim Klerus, daß er den Laien, so wie er ist, und nicht nur *in bestimmten Erscheinungsweisen* akzeptiert, ihn unter Umständen auch sucht, seine Ansichten und seine oft voreilige Kritik erträgt; daß er Gottesdienst und Gemeindeleben für den geistlich und theologisch unbelasteten Laien einladender macht; beim Laien (auch beim sogenannten engagierten Laien): daß er seine beinahe kollektive Passivität überwindet, sich zur freien Meinungsäußerung ermannt, selbst auf die Gefahr hin, anzustoßen oder Einseitiges zu sagen, aber sich nicht in steriler Kritik über alles und jedes ergeht. Nur wenn in den Gemeinden diese Gemeinschaft zwischen Klerus und Laien realisiert wird, können sich unsere modernen Schrumpfgemeinden vor dem Absinken in das Feminine oder Sektiererische bewahren. Dazu ist freilich auch erforderlich, daß diese Gemeinden über sich selbst hinauszuleben vermögen und sich in das makrosoziale Feld, das ob der heutigen Mobilität ganz neue Anforderungen an die Seelsorge stellt, zu integrieren vermögen. Jede einseitige Festlegung auf das Pfarrprinzip erscheint heute pastoralsoziologisch fragwürdig. Eine noch viel stärkere Differenzierung der Seelsorge und enge Zusammenarbeit zwischen Pfarreien und überpfarrlichen Seelsorgestellen wäre eine der Konsequenzen daraus.

„Aufwertung“ des Humanen

Mit dem Problem Laie ist ein letztes Thema angeschnitten, das für die nachkonziliare Kirchenreform von fundamentaler Bedeutung ist: die Neuentdeckung der Schöpfungsordnung und damit die Aufwertung des Humanen. Das Konzil hat eine lange Epoche vorsichtiger Abwehr und Angst vor gefürchteter Bedrohung durch die moderne Wissenschaft beendet. Das war die große Leistung der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute, wenigstens hat sie sich hier am eindeutigsten niedergeschlagen. Die Kategorien von Sakral und Profan haben sich verschoben; das sogenannte Profane ist als echt menschliche Wertverwirklichung in seiner Heilsbedeutung für den Menschen ernst genommen worden. Man hat aufgehört, als authentisch christlich oder kirchlich nur das aus dem Raum der Kirche Kommende anzuerkennen. Man hat damit aufgehört oder war ehrlich darum bemüht aufzuhören, dem menschlich Gewachsenen eine sakrale Struktur überzustülpen. Das Konzil hat damit den Weg aus dem Getto gewiesen und die Kirche

wieder mehr — ohne sich darin zu erschöpfen — als Helferin des Humanen gesehen. „Experten der Menschlichkeit“ sollen nach einem Wort Pauls VI. die Christen sein. Bei aller Problematik dieses Anspruchs muß man doch sagen, daß die Kirche das authentisch christliche Anliegen, die Humanisierung des Menschlichen, dort, wo es gefährdet ist, wahr zu machen versuchte.

Ein doppelter Wandel

Das bedeutet einen Wandel in der Spiritualität und einen Wandel in den verschiedenen kirchlichen Aktionsformen in der Gesellschaft. In der Spiritualität: eine tiefere Erkenntnis der Heilsbedeutung irdischer Wirklichkeit, wie sie die Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute vermittelt, bei aller Ambivalenz dieser Wirklichkeiten für das sittliche Handeln des Menschen und seine endzeitliche Bestimmung; eine erhöhte Wertschätzung des direkten christlichen Zeugnisses in Familie, Beruf und Gesellschaft; eine bewußtere Ausrichtung der christlichen Aszese auf Bewältigung und Bewährung im realen Lebensvollzug und im kirchlichen und gesellschaftlichen Heildienst am Nächsten. In den kirchlichen Aktionsformen: eine Überprüfung des eigenen kirchlichen sozialen und karitativen Kräftepotentials auf seine Einsatzmöglichkeiten im Dienste am Allgemeinwohl; ein Verzicht auf eigene konfessionelle Verbände oder Einrichtungen dort, wo es nicht unmittelbar um religiöse Belange geht und wo gemeinsame Aktionen aller Gutwilligen im Dienste des staatlichen oder übernationalen Gemeinwohls eher zum Ziele führen; eine geringere Bindung an bestimmte gesellschaftliche Systeme oder politisch-gesellschaftliche Konstellationen, um dafür nicht nur freier und wirksamer an der Lösung der großen Menschheitsfragen mitwirken, sondern um in einem realeren Sinne sittliches und religiöses Gewissen in der Gesellschaft werden zu können, in der die Kirche lebt. Eine nicht mehr sakral überformte, entzauberte und technisch-funktionale Welt kann nur christlich „erschlossen“ werden durch eine ungeheuchelte Solidarität in allem positiv Menschlichen, das in dieser Gesellschaft am Werk ist, aber ohne den naiven Fortschrittsglauben, wie er bei der Diskussion des Schemas 13 hin und wieder zum Durchbruch gekommen ist. Es wird eine der vornehmlichsten Aufgaben nachkonziliarer Erneuerung sein, dieses Anliegen mit biblischem Geist zu durchdringen und ins Zentrum christlicher Offenbarung zurückzuführen, eine Aufgabe, der das Schema 13 nicht mehr gewachsen war.

Gefahren . . .

Das Erneuerungsprogramm des Konzils, das nun nach seinem Abschluß ins Werk gesetzt werden soll, ist weit gesteckt. Es geht dabei nicht in erster Linie um diese oder jene Einzelreform, sondern, wie es bereits Johannes XXIII. gefordert hatte, um eine Erneuerung des gesamten kirchlichen Lebensvollzugs. Und es geht nicht nur um Reformen des Augenblicks. Das Konzil hat vielmehr die Kirche in einen permanenten Erneuerungszustand versetzt, dessen Bewegung und Reichweite nicht völlig abzusehen und auch nicht völlig in den Dekreten des Konzils aufzufangen ist. Gerade deswegen wäre es unrealistisch, nicht auch die Gefahren zu sehen, die die Durchführung der Erneuerung jetzt schon vereiteln oder wenigstens — auf lange Sicht — um seine Tiefenwirkung bringen können.

• Eine erste Gefahr — oder Versuchung — bestünde darin,

die angestrebte kirchliche Erneuerung mit einer bloßen Anpassung der kirchlichen Strukturen und Verhaltensmuster an die Verhältnisse und den Geist der Zeit zu verwechseln, die Kirchenreform also sozusagen auf ein bloß soziologisches „aggiornamento“ zu beschränken. Dieses ist zwar dringend geboten, aber das „aggiornamento“ Johannes' XXIII. meinte mehr. Es bedeutet Erneuerung der Kirche und des religiösen und gesellschaftlichen Lebens der Gläubigen aus dem Quellgrund der Kirche, aus der biblischen Offenbarung selbst, wie sie Paul VI. durch seine Pilgerreise ins Heilige Land symbolisch vorweggenommen hat. Alle Anpassungsversuche müssen im Dienst dieser Zielsetzung stehen, das Ziel der Erneuerung erschöpft sich aber nicht darin. Darum schließt das Reformwerk des Zweiten Vatikanums nicht nur die Erneuerung der Theologie, sondern ebenso die praktische Verkündigung, Katechese und Predigt, mit ein. Und hier geht es vor allem um die Überwindung der Dichotomie von Exegese und Dogma, von Bibelverständnis und Seelsorgspraxis, eine Aufgabe, vor die die christlichen Kirchen heute, wenn nicht gemeinsam, so doch parallel gestellt sind.

. . . der Resignation

Die zweite Gefahr ist psychologischer Art. Es ist die Gefahr — oder Versuchung — der Resignation bei denen, die die Last der Verwirklichung der Reform in erster Linie tragen. Es ist nicht zu leugnen: das Konzil und alles, was in ihm an Neuem aufgebrochen ist, hat die Seelsorge nicht leichter gemacht. Vieles ist unsicher geworden, was bisher unumstritten war. Alle typischen Zeichen des Überganges treffen auf die gegenwärtige Situation in der Kirche zu: die erneuernden Kräfte drängen nach, manche Formen kirchlicher Amtsführung scheinen in Frage gestellt, die Ausübung der kirchlichen Autorität ist erschwert. Die Pfarrer haben ihre Schwierigkeiten mit den Gläubigen, die Seminarregenten mit ihren Studenten. Der Pfarrklerus ist mit Arbeit überlastet, sieht oft nicht, wie er mit den neuen Anforderungen, die Überlegung, Zeit und Orientierung brauchen, fertig werden soll.

Eine letzte Gefahr sei benannt: Das Konzil hat ein Klima der Freiheit in der Kirche geschaffen, wie es für manchen nicht denkbar war. Paul VI. hat in seiner Schlußansprache zur Zweiten Konzilsession dieses Klima das bezeichnendste Merkmal des Konzils genannt. Es liegt nahe, im Stadium der Durchführung der Beschlüsse die Diskussion um der Durchführung selbst willen einzuschränken. Eine gewisse Kanalisierung ist notwendig, um von der bloßen Diskussion zur Realität zu kommen und das bereits Erreichte nicht im Gerede untergehen zu lassen. Aber das Klima der Freiheit muß erhalten bleiben, die immer wieder beschworene „öffentliche“ Meinung in der Kirche, für die das Konzil selbst ein zündendes Beispiel war, für ihre Erneuerung genutzt werden. Bewegungen von so ursprünglicher Kraft, wie sie in der Kirche am Werk sind, können nicht zurückgeschraubt, vielleicht nicht einmal gebremst, sie können nur durch Vertrauen bewältigt werden. Der schier unüberwindliche Optimismus Johannes' XXIII., in dessen Zeichen das Konzil begonnen hat, tut in der Phase der Verwirklichung von neuem not. Vorläufig wird aber alle Anstrengung darauf zu richten sein, den Gläubigen Sinn, Reichweite und Notwendigkeit der Erneuerung erst zu erschließen.